

Melissa Müller
Mit dir steht die
Welt nicht still

Eine Liebe nach dem Holocaust

Mit den Briefen von
Nanette »Nanne« Blitz und
John F. König, ausgewählt
und ins Deutsche übertragen
von Melissa Müller

mit einem Bildteil

Diogenes

Covermotiv: Foto aus dem Familienarchiv
Blitz-König, São Paulo

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
120/25/44/1
ISBN 978 3 257 07291 4

If trauma and pain
echo through generations,
then so can love.

John F. Konig

PARIS

April 1953

Du hast wieder geträumt. Für Nanne klang der Satz wie ein Vorwurf, wie jemand einen Bettnässer darauf hinweist, dass es wieder passiert ist, du hast wieder die Kontrolle verloren, schlechte Angewohnheit, und wenn in ihren Ohren Mitleid mitschwang, war es umso schlimmer.

Der einzige Weg, die Vergangenheit zu bewältigen, hatte Tante Betty bestimmt, sei, sie hinter sich zu lassen. Einen Strich solle sie ziehen, hatte Tante Marion ihr geraten, was geschehen war, sei niemals zu begreifen, darüber zu reden reiße Wunden auf, die Welt stehe nicht still, *socialize, darling*, unter junge Leute solle sie gehen, das Leben liege vor ihr. Seit drei Jahren wohnte Nanne in dem schmalen Reihenhaus im Nordwesten Londons bei zwei Schwestern ihrer Mutter. Wären sie nicht so herzensgut gewesen, jede der beiden auf ihre Weise aufopfernd und liebevoll, Marion *a chatty spitfire* mit anscheinend unbegrenzten Kraftreserven, Betty die ausgeglichene der beiden, aber nicht weniger schlagfertig, hätte sie ihnen ins Gesicht geschrien, verschont mich mit euren Phrasen. Ihr wisst nicht, was es heißt, Angst vor dem Einschlafen zu haben, an anderen Ta-

gen, wenn der Traum in die heile Kindheit geführt und die Geschichten weitererzählt hat, wie sie hätten kommen sollen – Angst vor dem Aufwachen. Oder vor dem Knall einer Tür. Lasst die Tür nicht wieder knallen, hatte die Mutter ihnen wie das Amen im Gebet hinterhergerufen, wenn ihr Bruder und sie sich auf den Weg zur Schule gemacht hatten, sie hatten gelacht und die schwere Tür erst recht ungebremst zufallen lassen, jeden Tag wieder dieses beiläufige Bumm.

Raus hier, macht schneller, Juden!, hatten die fremden Männer sie angeherrscht, die gepackten Notkoffer waren seit Monaten bereitgestanden, zieht den warmen Mantel über, hatte die Mutter gesagt, womöglich wird es diesmal länger dauern, dann war die Tür hinter ihnen ins Schloss gefallen, nun wusste sie, dass sie zum letzten Mal geknallt hatte, und dieser Knall der Elterntür wollte nicht verhallen. Wie macht man das – die Vergangenheit hinter sich lassen? Denkt ihr etwa, in meinem Gehirn gibt es einen Löschknopf?

So aber schwieg sie und lächelte, ließ sich von Marion und Betty und Marions Ehemann, ihrem Onkel Arnold, dem schweigsamen Gegenpol im Haus, umarmen, umarmte zurück, fragte sich, ob die Momente der Steifheit auf beiden Seiten ihrer Befangenheit geschuldet oder einfach *very british* seien oder ob sie auch daran lagen, dass Marion und Betty selbst keine Kinder hatten, hörte auf, sich zu wundern, verinnerlichte den trockenen Humor, der in Roe Green 16 den Umgangston vorgab, die Wortspiele, die Selbstironie, das Understatement, die Wertschätzung, und machte sich, so gut sie konnte, im Haushalt nützlich. Vor allem wollte sie den Tanten keine Last sein.

Ostern 1953 in Paris. Mehrere Anläufe hatten Nanne und Ruth genommen, erst hatte Ruth gezögert, dann war Nannes Urlaubsantrag nicht genehmigt worden. Nun aber, mit der Nachtfähre von Southampton nach Dieppe, weiter im Frühzug, das Wetter stürmisch und nass, die Temperatur knapp über dem Gefrierpunkt. *Als wir endlich ankamen, fühlten wir uns wie Landstreicher*, schrieb Nanne, und im nächsten Absatz: *Ich habe mich in die Stadt verliebt*. In den Tagträumen ihrer Kindheit war sie auf den Eiffelturm geklettert. *Am liebsten würde ich ein paar Monate dort arbeiten und die Sprache besser lernen*, so beeindruckt war sie. Zur Mona Lisa in den Louvre, an Napoleons Grab, Schaufensterbummeln an den Champs-Élysées – *Ich hätte ein Vermögen ausgeben können* –, eine Messfeier in Notre-Dame, warum nicht, den Eiffelturm zumindest im Vorbeifahren, Spaziergänge durchs Marais und den Montmartre. Von ihrem Vater hatte Nanne viel über Montmartre als Zentrum der Avantgarde gehört, als junger Mann hatte er von seinen Geschäftsreisen nach Paris moderne Kunst mitgebracht, nach seiner Hochzeit waren die meisten Werke auf den Dachboden verbannt worden, Nannes Mutter hatte sich mit Picasso und seinen Zeitgenossen nie angefreundet, und dann waren sie gepulst worden wie der ganze Rest.* Hätte der Vater sich gewünscht, dass sie nach den verlorenen Bildern sucht? Wen sollte sie nach ihnen fragen? Und sich dabei noch mehr Stoff für Albträume aufladen?

* Seit dem Sommer 1942 räumten die Amsterdamer Spedition Abraham Puls und ähnliche Unternehmen im Auftrag der deutschen Besatzer die Wohnungen deportierter Juden. »Pulsen« wurde in Holland zum Synonym für das systematische Plündern jüdischen Eigentums.

Du hast wieder geträumt. Nanne saß aufrecht im Bett, und während sie wartete, dass es draußen hell wurde, plante sie den Tag. Ihn auf sich zukommen zu lassen, wie man freie Tage und ihre Überraschungen auf sich zukommen lässt, besonders auf Reisen, ertrug sie genauso schlecht wie Unordnung. Ruth lag mit dem Rücken zu Nanne und schlief. Als sie aufwachte, war sie sofort hellwach, sprang aus dem Bett, verbeugte sich anmutig und warf Nanne ein kokettes *Bonjour Made-moi-selle* entgegen. Wo nahm sie diesen Schwung her, während Nanne die Kraft zum Schlafen fehlte?

Un pour tous, tous pour un. Was gebieten Anstand und Tagesordnung? Anscheinend wusste Ruth genau, wie sie Nanne aus dem Stegreif zum Lachen bringen konnte.

Ruth war die Tochter von Rachel, der ältesten der vier Schwestern. Rachel, Marion – Tante Marion –, Nannes Mutter Helene Victoria, die nach Amsterdam geheiratet hatte, und Clarissa Elizabeth, Tante Betty. Ruth war frecher und vorwitziger als Nanne, mindestens so eigensinnig, und sie dachte nicht daran, sich ihrem Schicksal zu ergeben. Sie war zu früh zur Welt gekommen, ihre Gesundheit von Beginn an angegriffen, Klinikaufenthalte ihr Kinderalltag, mit dreizehn erkrankte sie an Mumps. Bei einem von etwa zwanzigtausend Patienten kommt es zu schweren Komplikationen, Ruth verlor ihr Gehör, das war 1944, die Not in London war groß, die deutsche Wehrmacht bombardierte die Stadt mit Marschflugkörpern, V1 und V2 hießen sie in der Sprache der NS-Propaganda, »Vergeltungswaffen«.

Nach dem Krieg lernte sie schneidern, die Familie hielt das für eine praktikable Lösung, die nicht weiter disku-

tiert wurde, auch weil man sich mehr als um Ruth um deren Mutter sorgte. Rachel lebte mit einem Hirntumor und brauchte Pflege. Seit sie zu schwach war, den Haushalt zu führen, wohnten Vater, Mutter und Tochter in einer Pension, vor und nach Dienstschluss half Ruth als ihre Pflegerin aus. Wer sollte da nach Ruths eigentlichen Neigungen fragen, wenn nicht sie selbst?

Für perfekt sitzende Kleider und schwingende Röcke hatte sie eine gewisse Schwäche, die Routine in der Schneiderei langweilte sie jedoch, und weil ihre Hände nicht nur an der Näh-, sondern auch an der Schreibmaschine überdurchschnittlich flink und geschickt waren, setzte sie sich in den Kopf, Sekretärin zu werden, ließ sich in einen Schreibpool anwerben, machte Eindruck mit ihrer Klarsicht und ihrem Organisationstalent, stieg schnell auf. Das Telefon nahm eine Kollegin entgegen. Menschen, die ihre Sprechweise befremdlich fanden oder partout vergaßen, ihr, was sie ihr mitteilen wollten, ins Gesicht zu sagen, verblüffte sie mit ihrer Unbefangenheit. Würde es Ihnen etwas ausmachen, mir einen Blick zu gönnen, wenn Sie mit mir sprechen? Sonst höre ich Sie nicht.

Du hast wieder geträumt. Da war er, der Satz, den Nanne nicht hören wollte. Soll ich dir sagen, was du im Traum gesagt hast, setzte Ruth drauf, und zwar so, dass Nanne ihren Witz verstehen musste, sicherlich, Rebellin Ruth mit ihren übersinnlichen Kräften kann auch im Dunkeln lippenlesen. Aber erstens hatte Nanne nicht gesprochen, sondern geweint und sich gekrümmt, die Magenkrämpfe kamen ohne Vorwarnung, auch nachts, und manchmal mit solcher Wucht, dass sie um sich schlug. Und zweitens war sie wü-

tend, dass sie ihren Empfindungen machtlos ausgeliefert war, nicht nur an grauen Tagen, sondern besonders dann, wenn ihr unbeschwerte Augenblicke gelungen waren, in denen die Vergangenheit für ebendiese Augenblicke im Unklaren zu verschwimmen drohte.

Ich habe wieder geträumt. Darüber konnte sie nicht lachen, davon sollte sie nicht sprechen, und selbst wenn sie einmal davon sprechen wollte, blieb sie stumm, wem sollte sie ihre Erfahrungen zumuten, niemand konnte sie verstehen, keiner sprach ihre Sprache, das Lager habe ich überlebt, und jetzt kann ich meine Träume nicht ertragen, wahrscheinlich hatten die Tanten recht, für ihren Verlust gab es keine hilfreichen Worte.

Hab keine Angst, könnte Ruth es trotzdem versucht und Nanne dabei in den Arm genommen haben. Von keinem Menschen fühlte Nanne sich verstanden und zugleich durchschaut wie von ihrer zwei Jahre jüngeren Cousine, sagte sie später über ihre »einzige Vertraute« der Nachkriegsjahre.

Wovor soll ich noch Angst haben, könnte Nanne geantwortet haben und sich von ihr in den Arm nehmen lassen. Aber Ruth wusste, wie sie Nanne besser helfen konnte.

Why can't you hear a psychiatrist using the bathroom? – Because the »p« is silent. Das war typisch Ruth, darüber brach Nanne wieder in Lachen aus.

Was gibt es zum Frühstück? Croissants? Ich verhungere gleich, *Made-moi-selle N.*

Mit deiner Figur, *Mademoiselle* Ruth, würde ich drei Croissants frühstücken.

LONDON

Juli 1951

Wäre es nach ihm gegangen, hätte er den Sonntag in einem roten Samtsessel verbracht. Das Everyman Theatre in Hampstead öffnete um halb fünf, das Programm lief durchgehend bis zehn Uhr abends, die Liste von Filmen, die er sehen wollte, war lang, und in sechs Wochen legte sein Schiff ab. Sooft John in sich hineinhorchte, um nach dem vielbeschworenen Abschiedsweh zu fahnden, fühlte er sich bestätigt: In London hielt ihn nichts. Wer kein Cricket- oder Rugby-Fan ist, gilt in England als seltsam, brachte er wie zu seiner Verteidigung vor, mit seiner Statur hätte er sich als Geräteturner versuchen können, aber organisierte Leibesübungen waren ihm nicht geheuer, und er fand, dass er sich auf dem Weg zur Arbeit ausreichend bewegte. Lieber verbrachte er seine Zeit in virtuellen Welten, scherzte er im Abstand von Jahrzehnten. Er zeichnete und fotografierte, vertiefte sich, und manchmal flüchtete er in Bücher, oder er ging für ein paar Pence ins Kino, das hielt er 1951, mit vierundzwanzig, genauso wie in seiner Kindheit. Wären die Umstände anders gewesen, hätte er sich an der Royal Academy of Arts beworben oder wie Alfred Hitchcock von einer Produktionsfirma anheuern lassen. Vielleicht hätte er sogar – auf den Gedanken hatte ihn seine Mutter gebracht – bei Sándor Korda einen Fuß in die Tür bekommen, seinem Landsmann und Idol, *Sir* Alexander Korda, Immigrant aus Ungarn und als Produzent und Regisseur einer der bedeu-

tendsten Akteure der britischen Filmindustrie. Stattdessen hatte John auf seinen Vater gehört und sich in Rekordzeit zum Maschinenbauingenieur ausbilden lassen. Dass man sich über ihn und sein oft isoliertes Leben wundern konnte, fiel ihm erst seit dem Tod seiner Eltern auf. Mehr Familie hatte er in London nie gehabt.

Einer der abzählbar wenigen Freunde, von denen John der Abschied schwerfallen würde, war Henry. Nach den Novemberpogromen 1938 war er mit einem der Kindertransporte aus Nazideutschland gerettet worden, jetzt überlegte er, sich in Israel einbürgern zu lassen, weil er »endlich kein *alien* mehr« sein wollte. Für Kino-Marathons gebe es bestimmt noch Gelegenheiten, vertröstete er John. An diesem Sonntag zog es ihn nach Hampstead Garden Suburb im Londoner Nordwesten zu einem Treffen der zionistischen Jugendbewegung, und John sollte mitkommen, er wehrte jedoch ab. *I am zero interested*. Als Henry ihm statt der politischen Versammlung mit enger Agenda, wie John sich das Treffen sicher vorstelle, eine legere Party im Garten eines Freundes in Aussicht stellte und dazu, so habe der Wetterdienst es versprochen, einen blauen Himmel, zuckte John, typisch für ihn, kaum sichtbar mit den Schultern und begleitete ihn dann doch.

Es war ein Julinachmittag, der sich in Tagebücher einträgt, so selten kommt er in London vor. Strahlend sonnig, die Luft nur so warm, dass John nicht zu schwitzen anfing, und im Garten, der zu einer stattlichen Villa gehörte, blühten überschwänglich die Strauchrosen. Henry hatte nicht zu viel versprochen.

John kannte keine Menschenseele. Er schlenderte umher, ziel-, nicht orientierungslos, seine Rolle des Beobachters war keine Frage der Wahl, aber er war geübt, und irgendwie gefiel der Künstler in ihm sich darin. Seine Augen bewegte er dann wie das Objektiv einer imaginären Kamera, er prüfte Perspektiven, Blickwinkel und Fluchtpunkte, legte Ausschnitte fest und verwarf sie wieder. Jetzt nahm er die Silhouetten mehrerer junger Damen im Gegenlicht wahr, die eine von den anderen nicht zu unterscheiden, die ausgestellten Röcke ihrer Einheitskleider, ihre in braven Wellen liegenden Einheitsfrisuren, ihre hell auflachenden Einheitsstimmen, um sie herum junge Männer in einem auf sich selbst konzentrierten Wettstreit, wer die jungen Damen nachdrücklicher beeindrucken könne. Von Weitem sah er Henry in ein Gespräch vertieft. Eigentlich hätte John sich danebenstellen, zuhören, mitreden können, aber darauf kam er nicht. Dass *alien* im Englischen nicht nur den Ausländer bezeichnet, sondern auch den Außerirdischen, hatte ihn das je gewundert? Dann fiel sein Blick auf eine junge Dame, die für sich stand, als nehme sie sich eine Pause von der Menge, und sofort bedauerte er, dass seine Leica auf seinem Nachttisch lag. Er schaute ihr zu, wie sie ihr Kleid zurechtzog, dessen lichtblauer Stoff die Sonnenstrahlen auf sich zu ziehen schien, wie sie ihre Jacke auszog, die aus demselben Stoff war wie das Kleid, wie sie die Jacke mit mechanisch sorgsamem Handbewegungen faltete und auf ihrem angewinkelten Unterarm ablegte. Wie ein seltener Moment in der Filmgeschichte sei es für ihn gewesen, die Szenerie in Schwarzweiß und eine einzige Figur in Technicolor-Farben.

Sie stand da, und ich bewunderte ihren Blick, der nichts verriet, genau genommen war ich überwältigt.

Und dann? Dann bist du auf sie zugegangen und hast sie angesprochen?

Wo denkst du hin. In England wartet man, bis man einander vorgestellt wird, sagte John. Zur Erklärung fiel ihm ein Witz ein: Zehn Jahre lebten zwei gestrandete Briten auf einer unbewohnten Südseeinsel nebeneinanderher, ohne ein Wort zu wechseln. Und warum? Weil niemand da war, um sie miteinander bekannt zu machen.

Du hast deine Chance verstreichen lassen?

Ich habe sie den Rest des Nachmittags aus meinem Augenwinkel beobachtet. Irgendwann kam sie in meine Richtung – Kann jemand von euch mir sagen, wie ich von hier zur Busstation komme? –, und ich hörte mich als Ersten antworten: *I'd be happy to take you.*

Ihre Schritte waren forscher und ausgreifender als seine. An ihrer Seite musste er sein Tempo erhöhen. Die zehn Minuten Fußweg zur Haltestelle an der Hauptstraße verrannen in einem Sturzbach von Abwägungen eines Unerfahrenen. Darf ich Sie ins Kino einladen, *Miss*? Ich könnte Konzertkarten besorgen. Lacht sie mich an, oder lacht sie mich aus? Sie lächelt so schön. Für die Konversation mit ihr musste das Wetter herhalten; dass man damit nichts falsch machte, wusste er von George, eigentlich György Mikes, noch so ein herausragend erfolgreicher Ungar, einer, von dem John sich verstanden fühlte, weil er »die Engländer« für Menschen ohne Seele hielt, aber mit Understatement und mit Sinn für Ironie und Komik. Hunderttausendfach hatte er ihnen *How to be an Alien* (in Großbritannien)

verkauft und sie darin so liebevoll verspottet, dass sie ihn dauerhaft großartig fanden. In George Mikes' schmalem Buch las John, wenn er Aufheiterung brauchen konnte, also oft. *Lovely day, isn't it? – So nice and hot! – Gorgeous, I must say. – I adore it, don't you?* Immerhin entlockte er ihr noch, dass sie Nanette hieß, aus Amsterdam kam, während des Kriegs in Deutschland war, in einem Lager, und dass sie noch keine drei Jahre in London lebte.

Beim Abschied fiel sein Blick auf den Ring an ihrem Finger. Sind Sie verlobt? Und ohne auf ihre Antwort zu achten, sagte er noch: *No worries*, kein Problem, *you are not my type anyway*. Dann stieg sie in den Bus, und er wollte hinter ihr herrufen, natürlich ist das ein Problem, ich habe gerade kein größeres, und außerdem will ich dich heiraten, aber er sagte nichts, der Bus fuhr los, sie schaute sich nicht mehr um, und er stand da mit diesem missglückten Satz: Sie sind ohnehin nicht mein Typ.

Ich kenne niemanden, der den Verlobungsring an der rechten Hand trägt, hatte Nanne auf Johns Frage erwidert. Im Bus überlegte sie für einen Augenblick, ob er ihren Tonfall gehässig gefunden haben könnte, hochnäsiger als von ihr gewollt, aber dann dachte sie nicht mehr an ihn.

Wäre es nach ihr gegangen, hätte sie den Sonntagnachmittag zu Hause verbracht, statt sich auf einen Zwist mit jemanden einzulassen, der nichts von ihr wusste und sie nichts von ihm. Lieber wäre sie auf ihrem Bett sitzen geblieben und hätte gestrickt, sie fror immer noch leicht, und die nächsten klammen Nebeltage waren selbst an einem idealen Julitag eine reale Bedrohung für sie. Vielleicht

wäre Ruth vorbeigekommen, wie sonntags oft, sie hätte ihr beim Nähen geholfen und später hätten sie mit den Tanten Bridge gespielt. Vielleicht hätte sie auch noch gebügelt, nicht nur ihre Kleider, alle im Haus verließen sich inzwischen auf ihre Sorgfalt, und sie mochte den sauberen Geruch von Bügelwasser und Bügelstärke und den Anblick präzise gefalteter Hemden und Blusen. Obendrein hätte sie sich wahrscheinlich eine Lektion in ihrem Französischbuch vorgenommen oder deutsche Grammatik wiederholt, Deutsch fiel ihr leichter als Französisch. Seid froh, dass ihr Sprachen lernen dürft, hatte die Mutter gesagt, und wirklich, an den meisten Tagen war sie froh, dass sie schon als Kind fast fließend Englisch sprechen konnte, sonst würde sie wahrscheinlich nicht mehr leben. An den schlechten Tagen, wenn das Weiterleben besonders viel Kraft kostete, nahm sie sich besonders viel vor, der Mensch braucht Ziele, war ein Leitsatz ihres Vaters gewesen, er hatte ihn nicht nur an ihren Bruder gerichtet, ihr hatte er nicht weniger zugehört, und dass das nicht selbstverständlich war, war ihr als Kind nicht aufgefallen. Im Sommer 1943 war sie zum letzten Mal in der Schule gewesen, mit vierzehn.

Tante Marion hatte es gut gemeint und sie im Queen's College eingeschrieben, der ersten britischen Privatschule, an der ausschließlich Mädchen unterrichtet wurden, und zwar nicht nur in den Regeln der Konversation und Etikette für ihre Bestimmung als vorzeigbare Ehefrauen, sondern mit dem Ziel, sie zur Hochschulreife zu führen. Neben *Art of Writing*, *Shakespeare Literature*, Deutsch und Französisch hatte Nanne unter der Schirmherrschaft der Königin Geschichte und Geografie, *Economics* und *Busi-*

ness Affairs belegt, man hatte ihr *great interest* und *very pleasing progress* attestiert, doch unter den elitären Britinnen hatte sie gefremdelt – *I was hardly a lady*. Dann war völlig unerwartet auch noch Onkel Jacques gestorben. Er hatte in New York gelebt, ihr nach dem Krieg mehrmals Geld geschickt und angekündigt, ihr Studium zu finanzieren. Ihr Plan B, Fremdsprachensekretärin zu werden, eine, auf die ihr Chef nicht verzichten will, wurde nun schnell konkret. Sie wechselte an Mrs. Hoster's Secretarial College, nicht weniger angesehen als das Queen's College, aber die Berufsausbildung zielgerichteter. Die Gründerin Constance Hoster, Tochter eines bedeutenden, ursprünglich aus Pommern stammenden Talmudschülers, gefiel Nanne als Vorbild außerdem besser als die Queen. Dass sie den Kurs einschließlich Stenografie und Schreibmaschine mit einer Belobigung abschloss, beeindruckte Nanne selbst nicht, die Universität war zwar nach der Lage der Dinge für sie unerreichbar, aber nicht aus Mangel an Intelligenz. Dass sie nun endlich eigenes Geld verdienen würde, machte sie dagegen stolz. Statt auf Hilfe von der Familie zu setzen, hatte sie einen privaten Arbeitsvermittler bezahlt. Ich will das allein schaffen, hatte sie sich gesagt. Doch ihr erstes Bewerbungsgespräch hatte in Tränen geendet.

Ihrer Bewerbung liegt kein Empfehlungsschreiben bei, *Miss*. Wir stellen ausschließlich auf Empfehlung ein, hatte der Mann aus der Personalabteilung von Samuel Montagu & Co. zu ihr gesagt, einer privaten Handelsbank mit internationalem Ruf, und dabei hatte er unvoreingenommen geklungen, aber so bestimmt, dass Nanne ihre Hoffnung sofort begrub.

Ich habe kein Empfehlungsschreiben. Ich bin noch neu in der Stadt. Ich komme aus Amsterdam.

Aus Amsterdam? Dann hat unser Direktor recht? Er hat den Namen auf Ihrem Bewerbungsbrief gelesen und mit mir gewettet, dass Sie mit seinem Geschäftsfreund verwandt sind. Martijn Blitz.

Eine spitze Frage nach der Höhe des Wetteinsatzes schoss ihr durch den Kopf, geeignet, von dem böartigen Brennen in ihrer Brust abzulenken. Sie behielt sie für sich und nickte stumm, der Wucht des Zufalls ausgeliefert.

Mein Beileid, *Miss*. Wir alle waren tief erschüttert, als wir vom Schicksal Ihres Vaters erfahren haben. Darf ich trotzdem sagen, eine bessere Empfehlung könnten Sie nicht mitbringen. Neben seinen herausragenden Qualitäten als Banker war Herr Blitz ein Mann mit Charme und Charakter. Es war ein Privileg, ihn zu kennen. Sie fangen nächsten Montag bei uns an, in Ordnung? Das klang nun so väterlich, dass Nanne sich unter der Last von Stolz und Schmerz nicht länger zusammennehmen musste und weinte.

Wahrscheinlich hätte Nanne an dem Julisonntag also gelernt, ihrem Vater waren fremde Sprachen ohne große Anstrengung zugefallen, neben Niederländisch hatte er auf Englisch, Deutsch, Schwedisch und Französisch verhandelt, und nach einem längeren Aufenthalt in Panama war auch sein Spanisch nicht schlecht gewesen. Nannes Vorgesetzter in der Handelsbank Montagu war ausgerechnet ein Deutscher. Nicht alle Deutschen waren Nazis, sagte sie sich. Und wenn er sich nach ihrem werten Befinden erkundigte oder sie mit einer Geste, die ihr seltsam befangen vorkam, früher nach Hause gehen ließ, sagte sie sich, er muss

mich nicht wie ein rohes Ei behandeln, bedankte sich für seine Freundlichkeit und ging.

Wahrscheinlich hätte sie an dem Sonntag also Geschäftsdeutsch gelernt, doch Bernhard, den sie aus dem Sanatorium in Santpoort kannte, hatte sie zu dem Treffen der zionistischen Jugendgruppe eingeladen, und Tante Marion hatte Nanne beinahe gedrängt, Bernhards Einladung zu folgen.

Vater konnte sich nie vorstellen, nach Palästina zu gehen, hatte Nanne gesagt. Ihre Schulfreundin Hannah habe inzwischen ein neues Leben in Jerusalem angefangen, aber ihr käme das nicht in den Sinn, *ich bin nicht gerade eine glühende Zionistin, auch nicht antizionistisch, das ist für Juden doch gar nicht möglich, aber ich stimme eben nicht in allem überein.* Das macht alles nichts, hatte Tante Marion dagegeng gehalten, du bist zweiundzwanzig, *socialize, darling*, das tut dir gut, du musst Bernhard ja nicht gleich heiraten.

Auf dem Weg durch Hampstead Garden Suburb verlief sie sich. Ein Polizist brachte sie ans Gartentor der Villa und ging erst wieder, als Bernhard herangerufen wurde und sie entgegennahm. Sein Bruder Ernst war der Hausherr und Gastgeber. Der Salon war voller Menschen auf Klappstühlen. Hinter dem Rednerpult stand ein äthiopischstämmiger Jude. Wir sind keine Menschen zweiter Klasse, der neue Staat darf uns nicht diskriminieren, sagte er, wir sind ein Stamm Israels, das Rückkehrgesetz muss auch für uns gelten, wir brauchen euren Beistand. Nanne fand einen freien Platz in einer hinteren Reihe.

Wollt ihr euch weiter demütigen lassen? Habt ihr denn

keinen Stolz? Der nächste Redner warb um Spendengelder aus den eigenen Reihen, er sprach mit leidenschaftlicher Wut, von Satz zu Satz wurde sein Ton schärfer. Wir haben nicht für ein unabhängiges Israel gekämpft, um uns in die Abhängigkeit unserer Mörder zu begeben. Die Absicht der deutschen Regierung sei durchschaubar, sie habe nichts anderes im Sinn, als sich von ihrer Schuld freizukaufen. *Reparation* nenne sie das – Wiedergutmachung. Wie heimtückisch und durchsichtig! Wir wollen dieses schmutzige Geld nicht. Die Zuhörer antworteten mit Applaus.

Wir werden nicht zulassen, dass wir den Mördern unseres Volkes jemals dankbar sein müssen, nicht jetzt, niemals, setzte er fort. Das sind wir unseren Toten schuldig und erst recht unseren Überlebenden. Dabei zeigte er auf Bernhard. Der Applaus wurde lauter. Nein, wir sind nicht auf Rache aus. Aber wir sind nicht käuflich! Keine Summe der Welt kann aufwiegen, was sie uns angetan haben. Israel muss Stärke zeigen und Nein sagen. Nein zu Verhandlungen mit Deutschland! Nanne brauchte Luft.

Der einzige Weg hinaus führte am Rednerpult vorbei. Sie richtete sich auf, nahm den Kopf hoch und lächelte. Wer sie nicht gut kannte, mochte die lächelnde Nanne für jederzeit stark und selbstsicher halten, manch einer prallte ab an diesem Lächeln. Nur wer ihr näherkam, lernte zu unterscheiden, wann dieses bezaubernde Lächeln als Schutzmauer in ihrem Gesicht stand und mit welchen Nuancierungen sie ein »Wie geht es dir?« wegzulächeln verstand. Bestens geht es mir!

Der Redner verstand ihr Lächeln nicht.

Miss?

Nehmen Sie die Entschädigung an, die Israel zusteht, sagte Nanne, so nüchtern und kühl, wie sie auch sein konnte, das Leid wird nicht kleiner, wenn Sie es nicht tun. Später werden Sie Deutschland um Hilfe bitten müssen. Wem soll das etwas bringen?

Niemals werden wir das Land der Täter um Hilfe bitten! Wenn uns der Aufbau Israels deshalb noch mehr abverlangt, wird uns das recht sein, entgegnete er ihr. Und dann, wütend, voreingenommen, und doch arglos: Haben Sie den Krieg etwa verschlafen?

Als Nanne ihm nicht antwortete, legte er nach: Wo waren Sie eigentlich während des Kriegs, *Miss*?

Nanne holte Luft und richtete sich noch weiter auf.
Belsen, *Sir*. Bergen-Belsen. Und Sie?